

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 10.

Vierter Jahrgang.

10. März 1860.

Schlimmer Traum.

Die Sommernacht hüllt sanft und milde
Die Welt in ihre Schleier ein.
Es träumt die Blume im Gefilde,
Es träumt der Baum, es träumt der Hain.

Es spielt des Mondes Silberschimmer
Um Eichenlaub und Tannengrün —
Indeß im reich geschmückten Zimmer
Der schönen Frau die Ampeln glüh'n.

Wie sind so still die stolzen Ränne!
Wo Tags die helle Lust zu Haus,
Da wandelt jetzt der Gott der Träume
Und streut des Schweigens Fülle aus.

Schlaftrunken pickt mit mattem Schläge
Die Pendeluhr und steht fast still;
Der Spiegel träumt, wie er am Tage
Der Herrin Schönheit zeigen will.

Die Perlen träumen in dem Kästchen;
Und träum'r'isch wälzt der Vorhang schwer
Mit seid'ner Schnur und gold'nem Quästchen,
Und legt sich um das Bette her. —

Da, plötzlich, knarrt es auf der Treppe!
Es huscht, wie wenn Gespenstergeschaar
Von Stufe sich zu Stufe schleppe;
Jetzt regt sich's an der Thüre gar.

Sie öffnet sich! hereingeflüchten
Kommt eine mämmliche Gestalt;
Die Haare wirr zurückgestrichen,
Die Züge hart, das Auge kalt.

Sie tritt heran — sie beugt sich nieder —
Wie huscht und glühbet das Gesicht!
Sie flüstert leis: Ich seh' Dich wieder!
Bist Du es? Oder bist Du's nicht?

Es ist die Stirn, — es sind die Lippen,
Von denen ich das Wort empfing,
Die lieblichen Rubinenlippen,
Wo all mein Wünschen unterging.

Und doch, Du bist es nicht, das reine,
Das unschuldvolle Engelskind!
Verdienst nicht, daß ich um Dich weine,
Weil diese Lippen Lügner sind;

Weil sich für Brant und Prachtgeschmeide,
Verrath daraus und Lüge stahl —
O littest, Weib Du, was ich leide,
Ein einzig, o, ein einzig Mal!

Ja, Weib! Gott möge Dir vergeben,
Ich kann es nun und nimmermehr;
Denn Dir verdank ich ja ein Leben,
Das gleich der Wüste, öd' und leer.

Du schönes Weib! Wie heiß die Wangen,
Wie glühbet Deiner Lippen Saum!
Noch trägt mein Herz nach Dir Verlangen — —
Da fährt sie auf aus wüstem Traum.

Beg reißen ihre kleinen Hände
Den Vorhang. Starr ihr Auge blickt. —
Die Ampeln glüh'n; es schau'n die Wände
So träum'r'isch, still; das Pendel pickt.

Es war ein Traum. Tief in die Kissen
Preßt sie ihr weinend Angesicht.
Sie betet wohl? Gott mag es wissen
Ob ein Gebet ist, was sie spricht.

Den schönen Leib durchfliegt ein Beben;
Sie schluchzt, sie senkzet tief und schwer:
Jawohl, „er kann mir nicht vergeben,
Er kann es nun und nimmermehr!“

Ludwig Isak.

Des Künstlers erster Kranz.

(Schluß.)

„Ich bin,“ begann Beck seine Erzählung, „wie Ihr Alle wißt, von armen, aber redlichen Eltern geboren, die selber darboten, um mir eine angemessene Erziehung zu geben. Besonders hätte es der Vater gern gesehen, wenn ich studirt hätte und Geistlicher geworden wäre. Mich aber zog es mit unwiderstehlicher Gewalt zu der bunten Welt des Theaters. Mehr oder minder kennt Ihr Alle, meine Freunde, jene Kämpfe mit dem Vorurtheil, die jeder angehende Schauspieler zu bestehen hat. Gilt doch noch immer unser Stand selbst in den Augen der Gebildeten gewissermaßen für minder ehrenvoll, als jeder andere, obgleich die Schriften eines Lessing, der Schutz des hochherzigen Dalberg und das Beispiel unseres Gehof in dieser Beziehung Wunder gewirkt haben.“

„So lange mein Vater lebte, durfte ich nicht daran denken, meiner Neigung zu folgen; erst nach seinem Tode trat ich mit meinem Wunsch hervor. Wie groß die Liebe meiner armen Mutter gewesen, könnt ihr daran abmessen, daß sie mir keinen ernstlichen Widerstand entgegensezte, obgleich auch sie meine Wahl nicht billigte und im Stillen darüber seufzte. Sie unterstützte mich nach ihren Kräften und trennte sich nicht von mir.“

„Es ging uns Beiden im Anfange herzlich schlecht, meine Wage betrug nicht mehr als drei Gulden wöchentlich,

und auch diese wurden nicht immer regelmäßig gezahlt. Dennoch litt ich keine Noth, denn meine Mutter arbeitete bis in die späte Mitternacht, nähte und stickte für fremde Leute, so daß ihre ohnehin schwachen Augen fast zu erblinden drohten.“

„Aus Liebe für mich, legte sie sich die größten Entbehrungen auf; wir bewohnten ein kleines Dachstübchen, das sie so reinlich hielt, daß es wie ein zierliches Schmuckkästchen ausah. Das einfache, von ihrer Hand bereitete Mahl schmeckte mir besser als die theuersten Lederbissen, und immer wußte sie es so einzurichten, daß ich ein Leibgericht fand. So viel Zärtlichkeit und Aufopferung spornte mich zum höchsten Fleiße an; ich hatte nur den einen Wunsch, ein großer Künstler zu werden und einst ihre Liebe zu vergelten. Ich betete sie wie eine Heilige an, und kein anderes Weib auf Erden schien mir werth, meiner Mutter die Schuhriemen aufzulösen.“

„Ich machte in der That mächtige Fortschritte, mit jeder neuen Rolle gewann ich mehr und mehr die Gunst des Publikums und die Anerkennung der Gebildeten. Wie freute ich mich auf den ersten Lorberkranz, nicht aus Eitelkeit und Stolz, sondern um ihn meiner Mutter zu Füßen zu legen!“

„Bisher hatte ich sie nie dazu bringen können, das Theater zu besuchen. Ich weiß nicht, ob sie aus religiösem Vorurtheil, oder vielleicht aus Scheu vor der allzu großen Aufregung sich fortwährend weigerte, mich auf der Bühne zu sehen. Vergebens suchte ich sie dazu zu überreden, sie wies meine Bitte sanft aber entschieden zurück, so daß ich nicht weiter in sie drang, obgleich es mich schmerzte, daß sie nie Zeugin des Beifalls war, der mir jetzt öfter zu Theil wurde.“

„Da wurde zum ersten Male Lessing's „Emilia Galotti“ gegeben, worin ich die Rolle des „Prinzen“ spielen sollte. Ihr wißt, welches Aufsehen dieses Meisterwerk des unsterblichen Dichters machte; ein ähnliches Drama hatte die deutsche Bühne noch nicht aufzuweisen; es war der erste Lichtstrahl nach einer langen, finstern Nacht.“

„Ich war von der feinen und doch so gediegenen Charakterzeichnung, von der geistreichen edlen Sprache, von der dramatischen Gewalt der Dichtung so begeistert, daß ich meine ganze Kraft anstregte, um meine Aufgabe würdig zu lösen. Ich vertiefte mich in meine Rolle und dachte bei Tag und Nacht nur daran, das Höchste in ihr zu leisten.“

„Diesmal,“ sagte ich zu meiner Mutter mit jener innern Gewißheit, die uns zuweilen überkommt, „diesmal bringe ich Dir einen Kranz nach Hause. Ich fühle, daß ich den Prinzen mit großem Beifall spielen werde. Wie schade, daß Du mich nicht sehen, meinen Triumph nicht theilen willst!“

„Sie sah mich verwundert, aber mit liebevollen Blicken an und schien mit sich selbst zu kämpfen; aber zuletzt schüttelte sie, wie gewöhnlich, lächelnd mit dem Kopfe, worauf ich nicht weiter in sie drang. Am Abend der Vorstellung packte sie, wie sie stets zu thun pflegte, mir die nöthi-

gen Garderobestücke zusammen und reichte mir dann die Hand zum Abschiede.“

„Viel Glück!“ rief sie mir nach und lächelte dabei so eigen, daß ich unwillkürlich stutzig wurde. Ein wunderbarer Zug von Schalkhaftigkeit überflog das alte, treue Gesicht und erinnerte mich an meine Kinderzeit, wenn die Mutter am heiligen Abend sich im Voraus über die mir bevorstehende Ueberraschung freute. Da sie aber kein Wort hinzusetzte, so ging ich ruhig in's Theater, wo ich bald nur noch an meine Rolle dachte. Ich zog mich an und schminkte mich in meiner Garderobe, auf das Zeichen zum Beginn der Vorstellung wartend.“

„Kurz vor dem Aufziehen des Vorhanges entstand in dem Hause eine große Unruhe, die mich auf einen Augenblick aus meinen Gedanken und Träumen riß. Ich fragte nach der Ursache, und ein Kollege erzählte mir, daß sich ein Unglück im Treppenhause des Gebäudes ereignet habe. Nach seinem Bericht war eine alte, halb blinde Frau, die wahrscheinlich zum ersten Male in ihrem Leben das Theater sah, beim Suchen nach ihrem Plaz in der Dunkelheit über die Brüstung der Gallerie herabgestürzt und auf das Pflaster des Vorssaales gefallen. Man hatte sie nach Hause geschafft und schien an ihrem Aufkommen zu zweifeln.“

„Ich weiß nicht, wie es kam, daß mich plötzlich ein Schauer befiel und ich unwillkürlich an meine Mutter denken mußte. Gern wäre ich nach Hause geeilt, aber ich hatte keine Zeit mehr, da im nächsten Augenblick schon die Vorstellung ihren Anfang nahm. Mühsam bekämpfte ich die aufsteigende Besorgniß und bald wurde ich wieder Herr meiner unerklärlichen Aufregung. Muß doch der Schauspieler nur zu oft seine Gefühle unterdrücken und mit schwerem, oft gebrochenem Herzen ruhig und selbst heiter erscheinen. Was kümmert sich die Menge um unsere Schmerzen, um die Angst des Mannes, dem ein sterbendes Weib zu Hause auf dem Lager liegt, um den Jammer der Mutter, welche ihren Liebling so eben begraben hat!“

„Wieder mit meiner Rolle beschäftigt, auf mein Stichwort lauschend, hatte ich die alte, verunglückte Frau vergessen. Als ich auf die Bühne trat, der Glanz der Lampen mir entgegenstrahlte, zu meinen Füßen die Zuschauer sah, von deren Urtheil mein Los mehr oder minder abhing, erfaßte mich jener wahn sinnige Mauth, den Ihr Alle ja am besten kennt. Die übrige Welt verschwand vor meinen Augen, ich war nur noch Schauspieler, nur noch der „Prinz“ in Lessing's „Emilia Galotti“, mit dem darzustellenden Charakter so innig verschmolzen, daß ich mir selbst ein Fremder geworden war. So spielte ich meine Rolle, und ich darf wohl sagen, daß ich sie nie später ähnlich gespielt habe, woran vielleicht meine innere Aufregung schuld war. Von Szene zu Szene steigerte sich der Beifall, die Zuschauer jubelten, und als der Vorhang fiel, dröhnte das Haus von ihrem begeisterten Applaus. Ich wurde gerufen und mit Blumen und Kränzen überschüttet. Ein Lorber, von schöner Hand geworfen, fiel zu meinen Füßen, ich hob ihn auf,

um ihn meiner Mutter zu bringen. Erst jetzt dachte ich wieder an sie und bedauerte, daß sie nicht Zeugin meines ersten großen Triumphes gewesen.“

„Eine unnennbare Sehnsucht nach ihr hatte mich ergriffen; ich gönnte mir nicht so viel Zeit, um meine Kleider abzulegen. In der Garderobe des Prinzen, nur mit meinem Mantel bedeckt, stürzte ich aus dem Theater auf die Straße hinaus. Eine unerklärliche Gise beflügelte meine Schritte, bald stand ich vor der keinen Thür, die ich mit klopfendem Herzen öffnete. Den Kranz hielt ich in meinen Händen, um sie damit zu überraschen.“

„Sie lag auf ihrem Bette und schien zu schlafen. Ich wunderte mich nicht wenig, da sie sonst immer wach zu bleiben und mich zu erwarten pflegte, bis ich aus dem Theater zurückkam, um mit mir zu plaudern. Um sie nicht zu stören, schlich ich auf den Zehen an ihr Bett, auf das ich leise meinen Vorber legte. Ich konnte mich jedoch nicht enthalten, einen Kuß auf ihre Hand zu drücken; sie fühlte sich eifrig und erstorben an. Ich erschrak, ein furchtbarer Gedanke durchzuckte mich plötzlich. Wenn sie jene verunglückte Frau wäre?“

„Ich wollte mir Gewißheit verschaffen; an allen Gliedern bebend, griff ich nach der Nachtlampe, welche auf dem Tische stand, und leuchtete ihr in das treue Angesicht; es war mit Blut bedeckt und leichenblaß.“

„Mutter!“ rief ich schluchzend vor innerer Angst.

„Sie antwortete nicht, Alles still!“

„Mutter!“ wiederholte ich lauter, aber sie blieb stumm.

„Mein Rufsen weckte sie nicht mehr; sie war — todt.“

„Ich legte „den ersten Kranz des Künstlers“ auf den Sarg meiner Mutter. Seitdem weckt der Vorber nur trübe Erinnerungen; ich habe ihn zu theuer mit dem Liebsten erkaufte, was ich auf Erden besessen habe.“

„Das ist des Künstlers Los,“ sagte Eckhof tief ergriffen und reichte Beck die Hand, mit der andern eine Thräne leise trocknend.

Ernst und still traten die Freunde im milden Glanz des Mondlichts ihren Rückweg nach Gotha an.

Luft und Leben.

(Schluß.)

Die Pflanze erzeugt nicht bloß Sauerstoff für Menschen und Thiere, auch der von ihr aufgenommene Kohlenstoff kommt uns endlich wieder zu gute. Auf unseren Wiesen, in unsern Wäldern ernten wir ihn als Heu und Holz, und führen ihn so in den Kreislauf des Lebens wieder zurück.

Die Verdichtung des Kohlenstoffes in den Pflanzenzellen ist zugleich die bedeutendste Wärmequelle für die Pflanzen, die zur ungestörten Entwicklung ihrer Lebensfunktionen ebenso wie das Thier einen bestimmten Grad eigenthümlicher Wärme bedürfen. Die Aufnahme von Kohlenensäure aus der Atmosphäre ist daher im eigentlichen Sinne der Athmungsprozess der Pflanze.

Das Ammoniak, das leichteste unter allen Gasen, ist eine Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff. Es entwickelt sich bei jeder Verwesung animalischer Stoffe. Da nun solcher Verwesungsprozesse in der Atmosphäre unendlich viele vor sich gehen, so muß dieselbe in jedem Augenblicke eine gewisse Menge Ammoniak enthalten. Dieses ist ein Hauptnahrungsmittel der Pflanzen, es wird durch ihre Blätter aus der Luft aufgenommen und so auch wieder in den Kreislauf der Stoffe zurückgeführt. Die Pflanzen, welche für den Ackerbau am wichtigsten sind, die Getreidearten, Erbsen, Bohnen, Linsen sind sehr reich an Stickstoff, sie müssen daher diesen Stickstoff von außen aufnehmen. Diese Aufnahme geschieht theils vom Boden aus, auf dem die Pflanze wächst, durch die Wurzeln, theils aus der Luft durch die Blätter.* Dem Boden führen wir den Stickstoff künstlich zu und darin besteht die Nothwendigkeit und das Wesen der Düngung. Durch diese wird im Boden Dammsäure und dammsaures Ammoniak erzeugt. Dieses aber bietet der Pflanze nicht bloß den Stickstoff, sondern auch Kohlenstoff und Wasserstoff in den Verhältnissen dar, welche sehr nahe mit denen des Pflanzeneiweißes übereinstimmen.

Die Zufuhr des Ammoniak aus der Atmosphäre erfolgt vorzüglich durch das Regenwasser. Ammoniak, so wie Kohlenensäure, sind Gase, welche vom Wasser begierig verschluckt werden. Das Regenwasser entzieht daher allen den Luftschichten, mit denen es in Berührung kommt, ihr Ammoniak und führt es den Pflanzen zu. Aus dem Regenwasser wurde auch durch Liebig zuerst das Vorhandensein des Ammoniaks in der Luft nachgewiesen und gezeigt, daß das Regenwasser, welches an dem ersten von mehreren aufeinanderfolgenden Regentagen herabfällt, mehr Ammoniak enthält, als das der folgenden Tage und daß Gewitterregen besonders reich an Ammoniak sind. Hieraus ergibt sich zugleich, wenigstens zum Theile, die Bedeutung des 4. Bestandtheiles der Atmosphäre, des Wasserdunstes, für das Pflanzenleben. Aus dem Wasserdunste bilden sich Nebel und Wolken, und aus diesen strömt der Regen, quillt der Segen. Die Wirkung des atmosphärischen Wassers auf die Pflanzenwelt beschränkt sich jedoch nicht bloß auf die Zufuhr von Kohlenensäure und Ammoniak aus der Luft, sondern die Pflanze empfängt durch Vermittlung des Wassers aus dem Boden die zur Bildung ihrer Organe nothwendigen Alkalien, alkalischen Erden und phosphorsäuren Salze.

Das Wasser ist das vermittelnde Glied alles organischen Lebens. Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir hier den wichtigen Einfluß des Wassers auf das Pflanzenleben einer erschöpfenden Betrachtung unterziehen wollten. Es genügt hier zu bemerken, daß ohne Wasser keine Pflanze gedeiht und daß somit unsere Atmosphäre auch in Folge ihres Wasserdunstgehaltes einen höchst wichtigen Einfluß auf das Pflanzenleben ausübt.

Wir haben somit in flüchtigen Zügen die Bedeutung der atmosphärischen Luft für das Leben nach ihrer chemischen Zusammensetzung skizziert. So großartig und tief eingreifend

sich uns dieser Einfluß darstellt, so ist es doch nur eine von den vielen Rückwirkungen, welche die Atmosphäre auf die gesammte irdische Schöpfung ausübt. In der Atmosphäre gehen auch jene verschiedenartigen Prozesse vor sich, die wir mit dem Gesamtnamen „Witterung“ bezeichnen, und daß wir den Einflüssen der Witterung, und daher auch von dieser Seite her dem Einflusse der Atmosphäre bedeutend unterliegen, ist eine nicht zu läugnende Thatsache. Die Temperatur der uns umgebenden Luft, ihre größere oder geringere Dichte, ihr größerer oder geringerer Feuchtigkeitsgrad, die Bewegung derselben, die sich bald als gelinder Luftzug, bald als wüthender Orkan manifestirt, die in ihr sich entwickelnden Gewitter und elektrischen Erscheinungen sind weder für das Menschen- und Thierleben, noch für das Pflanzenleben gleichgiltig. Wie viele Krankheiten werden nicht durch die Witterung hervorgerufen, wie wichtig ist nicht das Wetter für das Gedeihen der Pflanzen! Doch dieß ist ein zu umfangreicher Stoff, um auch noch dem eben abgehandelten Gegenstande angereicht zu werden.

Wir haben aus der vorstehenden Betrachtung die Ueberzeugung geschöpft, daß die gesammte irdische Welt in ihrer Existenz an die Atmosphäre gebunden ist, und daß sie nur deshalb so besteht, wie sie besteht, weil sie mit einer Atmosphäre von der geschilderten Beschaffenheit in Wechselwirkung steht, so wie auch umgekehrt nicht geläugnet werden kann, daß die Atmosphäre eben deshalb so beschaffen ist, wie wir sie kennen, weil sie mit einer solchen Schöpfung, wie es die irdische ist, in steter Wechselwirkung sich befindet. Wir haben es mit einem Kreislaufe zu thun, mit einer Kette, wo ein Glied in das andere eingreift und wo wir keinen Anfang und kein Ende finden. „Das ist die erhabene Schöpfung, von der wir täglich Zeugen sind, die nichts veralten und nichts vermodern läßt, daß Luft und Pflanzen, Thiere, Menschen sich überall die Hände reichen, sich immerwährend reinigen, verzüngen, veredeln, daß jedes Einzelwesen nur der Gattung zum Opfer fällt, daß der Tod selbst nichts ist, als der Beginn neuen Lebens.“ — H. —

Was und wie sollen wir trinken?

Von Dr. Gausler.

V. Das Wasser.

— Cunctis suat unda salubris
Quae levet arenam, si cupis, apta sitim.

Das Wasser, das naturgemäße Getränk zur Stillung unseres Durstes hat seit jeher eine der bedeutendsten Rollen in der menschlichen Geschichte gespielt.

Das Wasser als unentbehrliches Mittel für den menschlichen Lebensunterhalt ist eine der wichtigsten Bestimmungsgründe bei den neuentstehenden Ansiedlungen der Menschen, bei Entwicklung großer und kleiner Orte, mitten in der Wüste, so wie in den bevölkertsten Gebietsheilen der Erde. Es gibt keinen Theil der menschlichen Geschichte, wo das Wasser eine nicht mehr oder minder bedeutende Rolle spielte.

Welch riesige Werke bauten die Ästen, um gesundes

Trinkwasser in ihre geschlossenen Orte zu führen! Die Aquae Marciae wurden 60.700 Schritte weit nach Rom geleitet; 700 Personen waren unter den römischen Kaisern bloß als Aufseher und Beamte der Wasserleitungen angestellt. Welche bedeutende Kosten müssen sich die Städte der Jetztzeit zur Herbeischaffung guten Wassers gefallen lassen, und lassen es sich gern gefallen, um diesen wichtigsten Stoff zur Nahrungsbergitung, zur Erquickung, Reinigung u. s. w. in mehr gesundheitsgemäßer Form zu erhalten, als es ihnen eben zu Gebote steht. In England zahlt in manchen Städten Eine Familie jährlich 5—10 Thaler für Trinkwasser; dafür rechnet man aber auch dort 30—90 Quart Wasser auf den Kopf.

Uns interessirt hier das Wasser nur als Getränk. Es kommt als Regen-, Schnee-, Fluß-, Quell- und Brunnenwasser in Gebrauch; das filtrirte Seewasser hat nur beschränkte Anwendung.

Daß das Wasser eine Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff ist, brauchen wir hier wohl nicht weiter auszuführen.

Hart heißen jene Wässer, welche viel Kalksalze enthalten; die weichen haben wenig Salze, dagegen zumeist kohlen-saures Ammoniak.

Das Regenwasser ist ein sehr reines, weiches Trinkwasser, mit aufgelöster Kohlensäure, etwas Ammoniak, wenig salpetersaurem Kalk, außerdem noch vielen anderen unbedeutenden Beimengungen. Das Quellwasser enthält Kohlensäure, Stickstoff und verschiedene organische und anorganische Bestandtheile; das Flußwasser enthält dazu noch die löslichen Bestandtheile des Flußbettes, daher das Wasser um desto reiner ist, je härter das Flußbett sich zeigt. Flußwasser ist noch häufiger mit organischen, mehr oder minder faulenden Substanzen verunreinigt, wo der Unrath bewohnter Orte in selbes geleitet wird, oder wo es dem Betriebe gewisser Gewerbe dient (Gerber u.) Das Schneewasser ist in seinem Inhalte ähnlich dem Regenwasser, doch frei von luftartigen Bestandtheilen. Das Brunnenwasser, häufig ein hartes Wasser, ist sehr verschieden in seiner Zusammensetzung, man kann wohl sagen, daß kaum zwei Brunnen in einer Straße ganz gleich sind; es enthält viele Erdsalze (kohlen-sauren und schwefelsauren Kalk, manchmal auch Bittererde und Thonerde), weil es gewöhnlich nur langsam durch die Erde sickert und so viele im Boden enthaltenen Stoffe in sich aufnimmt. Die Bestandtheile ändern sich wesentlich nach dem Orte, wo der Brunnen gegraben ist.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß 1 Kubikfuß Wasser 30—50 Kubikzoll Luft und Gase enthält. Die Menge der festen Bestandtheile ändert sich sehr.

Wir bedienen uns aller obiger Gattungen Wasser zum Kochen, Trinken u. Das Wasser aus Landseen und Sümpfen dient wohl nur bei großer Wassernoth zu obigem Gebrauche; denn durch das ruhige Stehen in der Luft bildet sich zumeist ein Prozeß der Fäulniß, Gährung und massenhaften organischen Vegetation; häufig ist in ihm auch Schwefelwasserstoff.

Die wichtige Bedeutung des Wassers im menschlichen Haushalte bezeichnet Moleschott sehr gut mit folgenden Worten: „Wenn das Leben Stoffwechsel ist, so ist Flüssigkeit des Lebens unerläßliche Bedingung. Denn die Verbindungen und Zerlegungen, welche die Thätigkeiten unseres Körpers im Stoffe hervorrufen, sind nicht möglich ohne Wasser.“ Im Blute, in allen unseren Geweben ist Wasser, die Tendenz unserer Verdauung ist Verflüssigung der Nahrungsmittel, um Aufsaugung und Umbildung in Blut u. s. w. zu ermöglichen. (Fortsetzung folgt.)